

A detailed still life painting of musical instruments. A lute with a light-colored wooden body and a dark fretboard is the central focus, resting on a wooden stand. To its right, a violin with a reddish-brown body lies on a dark green cloth. In the foreground, a flute with a dark body and a light-colored headjoint is visible. A red cloth with gold embroidery is draped over the instruments. Several sheets of aged, yellowed sheet music are scattered around the instruments. The background is a dark, textured brown. The overall style is that of a classical oil painting.

REINHARD FEBEL

KLANG DES VERBOTENEN

HISTORISCHER ROMAN | ARS VIVENDI

Reinhard Febel

Klang
des
Verbotenen

Historischer Roman

ars vivendi

Originalausgabe

1. Auflage Februar 2012

© 2012 by ars vivendi verlag

GmbH & Co. KG, Cadolzburg

Alle Rechte vorbehalten

www.arsvivendi.com

Lektorat: Johanna Cattus-Reif

Umschlaggestaltung: Philipp Starke unter Verwendung
eines Gemäldes (Ausschnitt) von Anne Vallayer-Coster,

© Erich Lessing/akg-images

Druck: cpi, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-86913-107-8

VORSPANN

Hier, beschließt Scarlatti auf halber Strecke zwischen Napoli und Sevilla, genau hier befindet sich die tiefste Stelle des Meeres. Er kauert mittschiffs, vom Mondlicht erhellt, auf den Planken des Seglers, neben sich einen Stapel schwerer, in Leder gebundener Partituren.

Während er die handgeschriebenen Etiketten liest, schiebt er die Bände einen nach dem anderen unter der Reling hindurch über Bord.

»1703«, murmelt Scarlatti, »*Ottavia wieder eingesetzt auf dem Thron*, 1709 *Die Bekehrung des Chlodwig, König der Franzosen*, 1704 *Irene*, wieder 1709 *Orlando oder Die wahnsinnige Eifersucht* sowie *Tolomeo und Alessandro oder Die entweihte Krone* und noch einmal 1703 *Giustino oder Der Bauer als König ... oder der oder die oder das ... was für ein Unsinn ... und für wen?*«

Ein Stoß loser Notenbögen flattert zwischen den Partituren auf und ebenfalls hinab über das Wasser wie Möwen oder Gespenster. Gespenster der Vergangenheit.

»*Hamlet* 1715, ja vielleicht dies – ach was! *Narziss ... hinweg!*«

Auch diese Bände gleiten ins Meer.

»Was treibst du denn da? Mitten in der Nacht«, sagt auf einmal der wachhabende Matrose, als er aus verbotenem Schläfchen erwacht und sich über das schwankende Deck nähert.

»Ich muss etwas begraben«, sagt der Reisende.

»Etwas? Gar jemanden? Einen Hund? Wir hatten doch kein Tier an Bord? – Liebesbriefe!«, brüllt der Alte dann und lacht, als er die verwehenden Notizen und Lesezeichen im Mondlicht entdeckt.

»Wusste ich es doch!«

»Wenn Er so will«, sagt der Komponist.

»Recht hast du. In Andalusien, da findest du eine Neue. Ach was, zehn! – Was sind wir Männer doch für Narren«, seufzt der alte Mann und blickt über das Meer, als suche er etwas. Man kann nicht

erkennen, wo Himmel und Meer aneinanderstoßen. Die Zettel glitzern im Kielwasser wie Sterne.

Domenico nickt.

Zwei Hefte liegen noch an Deck: die Studien für Cembalo lässt er am Leben, streicht sanft über diesen und auch jenen roten Leinenumschlag und trägt die zwei Bände wieder nach unten in seine Kabine, bettet sie zurück in die Truhe auf Kleider, Tücher und samtenes Wams. Die überlebenden Noten ruhen nun obenauf in der Seekiste, über Hosen, Perücken, Bürsten und Hemden – Skizzen eigentlich nur (die Rettung war knapp), dazu frisches Notenpapier sowie Schreibfedern und Tuscheffläschchen in einem Lederbeutel.

Ein Wolkenbruch fegte über die Grauzone zwischen Meer und Fluss, als der Segler in die Mündung des Guadalquivir einfuhr. Domenico hielt sich an der Reling fest und starrte hinaus über die aufgewühlte Wasserfläche. Eisige Tropfen jagten heran und klatschten ihm auf die Augenlider. Es dunkelte.

Bis Sevilla wird das Tageslicht nicht reichen, dachte er. Wir werden vor Anker gehen müssen. *Noch* eine Nacht an Bord.

»Ja, so kann der Winter hier sein: feucht und windig – richtig ungemütlich! Was dachten Sie denn?«, sagte der französische Mitreisende, der neben ihm an die Brüstung griff. »Wenn das so weitergeht, Herr Scarlatti, dann werden wir noch von *oben* versenkt und nicht von einer feindlichen Breitseite, wie es sich für eine Seefahrernation gehörte – und zwar knapp vor dem Ziel. Schmach und Schande! Nun, bis nach Coria del Rio werden wir es doch wohl schaffen. Weiter? Vergessen wir's lieber. Verdammt.« Er grinste, schlug das Kreuz, und beide starteten hinaus in das Unwetter.

Der Platzregen ragte schräg ins Wasser, von Dampf umspielt – dann standen die Tropfenbahnen auf einmal senkrecht, und es war windstill. Die Segel wurden schlaff und hingen herab.

»Auch das noch«, sagte der Franzose, der sich mit der Seefahrt auskannte. »Nun brauchen wir ein Boot, das uns schleppt.«

»Coria del Rio?«, fragte Scarlatti.

»Wo damals die Japaner gestrandet sind«, erklärte der andere, »und dort leben sie noch immer: O ja, nicht nur die Spanier haben die Erdkugel erkundet. In der Stadt werden Sie bestimmt einige Japóns kennenlernen. Sie sind überall. Und man erkennt sie leicht.« Er zupfte seine Augen zu Schlitzen zusammen und bleckte die Zähne.

»Vielleicht sind wir schon zu weit gefahren«, sagte ein dritter Reisender, der sich zu ihnen gesellt hatte, »und das da drüben ist

indianischer Dschungel. Vorsicht, Alligatoren und Wilde mit Gift-
pfeilen in Kähnen! Die haben vor gar nichts Angst.«

»Ganz recht«, lachte der französische Passagier. »Ich glaub's auch.
Solche Regengüsse gibt es auf unserem alten Kontinent gar nicht. Fol-
glich: Unser Kapitän hat gepennt und hat, nachdem wir das Nadelöhr
der alten Griechen passiert haben, Gibraltar oder die Säulen des Her-
kules, vergessen, den Faden festzuziehen, und wir befinden uns schon
vor den Küsten der Neuen Welt. Übrigens, *die* müssen damals mit
Riesennadeln genäht haben – man sieht ja kaum von einem Ufer zum
anderen, das heißt nach Afrika –, und so was nennt sich Nadelöhr.«

»Menschenfresser gibt's dort«, sagte der Dritte und deutete auf
einen grünschwarzen, ausgefransten Streifen am westlichen Hori-
zont. Das war natürlich nicht Afrika, sondern ein Fetzen der Gebiete
jenseits des Flusses, der Doñana, unbewohnt. Hier jagte der König
und in der unwirtlichen Sumpflandschaft fischten die Armen.

Am entgegengesetzten Uferstreif zitterten Lichter und flackerten
ein paar Feuer.

Das ist alles?

Das ist ja gar nichts gegen die Promenade von Napoli, deren Glut
sich mit dem Vesuv sogar anlegt, gleich ihm Feuer speit, auf der
Schwertfische braten und ganze Schweine, die aber auch Diademe,
Silber und Edelsteine erstrahlen lässt sowie schöne Frauen in flam-
mendem Samt und Rüschen.

Wahrlich, eine Stadt unter dem Vulkan, immer bedroht von dem
zugepfropften Schlund und auf Lava gebaut, unter den Straßen und
Gärten hohl und heiß: dort, unter dröhnendem Schritt die Unter-
welt oder gar die Hölle?

Und hier? Provinz. Flaches, finstere Land, flacher noch als das
Meer.

»Vielleicht ein Lager von Gitanos«, sagte der dritte Reisende an
der Brüstung und wies auf die Flämmchen am Ufer. »Die tanzen
auch in Matsch und Regen. Immer mit der Ruhe und Geduld.
Sevilla ist noch weit.«

Das Schiff hatte mit dem Sturm wieder Fahrt aufgenommen. Regenströme pfliffen flach über das Wasser wie Vogelschwärme.

»Was in aller Welt ist denn *das?*«, rief der Franzose. Ein Fleck kreuzte quer zum Kurs der Galeone den Fluss. Eine Fähre? In diesem Unwetter?

Nach einer Weile konnte Domenico Einzelheiten ausmachen. Auf einem quadratischen, aus Planken zusammengezimmerten Floß waren Flanke an Flanke zwei Stiere aufgestellt, unbeweglich wie Statuen. Zwei Männer oder Jungen standen daneben, einer auf jeder Seite, und schoben abwechselnd lange Stangen ins Wasser, als glaubten sie, bei dem Unwetter noch manövrieren zu können.

Das Floß hatte keinen Bord und wurde immer wieder vom Wasser überspült – der quadratische Innenhof eines unsichtbaren Palastes tanzte ohne Wände durch den Fluss.

Die Wellen waren blind und gierig, leckten an dem flachen Gefährt, brachen winkelförmig, als die fehlende Bordwand ihren Schwung ins Leere laufen ließ, und klatschten an Deck. Unerschütterlich wie aus Stein hielten die Tiere der Brandung stand.

»Seid ihr denn wahnsinnig?«, schrie der Steuermann hinüber – und als Antwort darauf kam eigentlich nur ein *Ja* infrage –, doch Tiere wie Ruderer wandten lediglich gleichzeitig, wie eine einzige Spezies, die Köpfe, schwiegen und blickten dann wieder geradeaus.

»Aus der Bahn!«, rief der Matrose am Bug – doch wie? Die Stiere verharrten bewegungslos, ihre Blicke ineinander verkreuzt in stummer Kommunikation. Unschlüssig sahen sich die Hirten um und betrachteten besorgt die Kräuselung der Wasserfläche zu ihren Füßen. Was denn (das sagten sich die zwei Tiere in ihrer eigenen, archaischen Sprache vielleicht) ist schlimmer: ersaufen oder auf der Plaza Mayor abgestochen werden? Scheinbar ehrenhaft zwar, doch dies nur für die Menschen gemäß deren feiger Regel, denn der Sieger ist immer von vornherein festgelegt, und es ist nicht der Stier, nimmermehr, es sei denn, der Töter beginge einen Fehler, was Tiere niemals tun und nicht zu tun vermögen.

Also verlagerten sie gleichzeitig ihren Schwerpunkt auf dem Floß, so wie das Volk an Bord einer Fähre zu derjenigen Brüstung eilt, von der aus man Delfine aufspringen sieht – und kippten sich selbst und die Knechte ins Wasser hinab, als entgleite einem Kellner das übervolle Tablett.

Das Floß kenterte sogleich mit einem Ruck, ein paar Planken brachen ab, die zwei zottigen schwarzen Rücken rutschten davon und wölbten sich wie Fische aus dem Wasser. Die Hörner der Tiere verhakten sich wie verkehrte Anker in der Luft, doch dort gab's keinen Halt, auch nicht für die vier fuchtelnden Menschenhände. Den Flößern kippten die Ruderstangen weg, Geschrei drang herüber – jetzt plötzlich konnten sie sprechen, ja sogar brüllen. Die Knechte reckten die Hälse aus dem Wasser, strampelten ihre Sandalen los, wandten die Köpfe dem Ufer zu und gerieten bald außer Sicht.

Das Schiff nahm wieder Fahrt auf, und die Nacht sank herab. Unmöglich, umzukehren und zur Rettung zu eilen. Der alte Matrose schüttelte den Kopf und seufzte: »Da ist nichts zu machen.«

Der Kerker aus Regenstäben schloss sich über der Unfallstelle. Man bewegte sich an der Reling nach achtern zum Kastell, um den Blick in das Kielwasser zu haben. Die Stiere waren schon weit entfernt, wurden zu Walen und trieben davon.

»In drei Teufels Namen. Dies ist wahrlich das Land der Irren«, sagte der mitreisende Franzose, bekreuzigte sich halbherzig – denn noch wusste man gar nicht, ob die beiden auch wirklich ertranken – und blickte dem Wasserloch mit den zappelnden Schatten nach.

»Das Land der Irren, aha. Schlimmer noch als Portugal?«, sagte Scarlatti nach einer Weile, hatte er sich doch eine Zeit lang am Hofe von João V. in Lisboa aufgehalten und schreckliche Dinge gesehen.

»Schlimmer.«

Schlimmer? Das kann doch gar nicht sein.

»Verfluchtes Lisboa«, murmelte Domenico und musste würgen.

»Wie bitte? Seekrank? So kurz vor dem Ziel?«, sagte der Franzose und legte ihm den Arm auf die Schulter. Scarlatti schüttelte

unwirsch den Kopf, schob den fremden Arm weg, seufzte und richtete sich auf. »Alles in Ordnung.«

O nein. Keineswegs. Er roch gebratenes Fleisch. Hier draußen, mitten auf dem Fluss?

Nun war es stockfinster, eine Weiterfahrt zu gefährlich, wenn nicht gar unmöglich, und das Schiff ging vor Anker, trieb langsam etwas flussabwärts zurück, dann gab es einen leichten Ruck, und man lag still. In der Ferne, zur Linken voraus, waren die matten Lichter von Coria del Rio zu sehen.

Der Sturm hatte sich gelegt, die Wellen schmatzten satt, es hatte zu regnen aufgehört, Wasser troff von den Rahen.

Bald würde ein Ruderboot längsseits kommen, mit Laternen oder Fackeln, und einen Landgang anbieten, verbunden mit einem teuren Mahl natürlich, in der Kneipe des Gastwirts, der das Boot ausgeschiedt hatte.

Oder vielleicht auch nicht. Scarlatti war müde, wirre Gedanken schlichen in seinem Kopf umher: Die Stiere und die Hirten, sind sie ertrunken? Was für ein Omen! Nein, er würde an Bord bleiben, den Landgang bis Sevilla aufsparen, die Scholle seines neuen Lebens in aller Ruhe, bei Tageslicht und Sonnenschein betreten.

So wie Cristóbal Colón Indien – nun, jener hatte sich allerdings gehörig getäuscht. Von wegen Indien.

»Morgen schaffen wir es nach Sevilla«, sagte der Franzose. »Das ist sicher. Werden Sie erwartet? Geht es von dort aus noch weiter? Alles klar?« Scarlattis Anfall hatte ihn beunruhigt.

»Ich werde abgeholt. Vom Alcázar wird jemand kommen und mich mitnehmen. Mein Dienst soll unverzüglich beginnen.«

»Frau, Kinder? Nein?«

»Maricati kommt nach«, sagte Scarlatti auf die Frage seines Reisegefährten. »Ja, ich habe eine Frau, aber sie ist noch in Napoli. Sie ist 17. Sie erwartet ein Kind.«

Der andere grinste anerkennend und versuchte, Domenicos Alter zu schätzen.

»44«, sagte Scarlatti aus freien Stücken. »Nun ja. Entweder sehe ich älter aus oder jünger. Entscheiden Sie das einfach selbst. Niemand erscheint genau so alt, wie er ist, nicht wahr? Und jemand mit einer jungen Frau schon gar nicht.«

»Jünger«, sagte der Franzose nach einer Weile. »Ja, jünger, glaube ich.«

Scarlatti war auf einmal verstimmt über sich, darüber, dass er Maria Catalinas Alter erwähnt, ja vielleicht sogar damit geprahlt hatte. Ein Fünkchen Stolz? Das gefiel ihm nicht. All das Falsche hatte er doch hinter sich lassen wollen – und nicht nur in der Musik.

Gleichzeitig dachte er an die letzte Nacht mit Maricati unter dem Vulkan und vermiste sie.

Ein Melodiefetzen drang herüber, drüben vom Festland, wo die Zigeuner kampierten – oder war es ein Schrei aus dem offenen Meer?

Der Fetzen fremden, klagenden Gesanges erschien Domenico wie ein Tropfen Blut, Blut einer anderen Lebensform mit anderen Göttern, anderen Melodien und anderen Träumen.

Eine *andere* Musik.

Er blickte hinter sich zur Mündung in die unendlich schwarze See, auf die unsichtbare Linie zwischen Süße und Salz, zwischen Fluss und Meer.

Napoli und deine Opern, lebt ohne mich, lebt wohl.

Sie pflückte eine Handvoll Beeren vom Strauch – saftige schwarze sowie grüne unreife – und betrat das Labyrinth.

Die Zofen blieben am Eingang des Irrgartens aus mannshohen Hecken zurück und kicherten. Maria Barbara wusste längst, dass man sie »die Dicke« nannte, wenn man glaubte, unter sich zu sein. Denn die Wände des Labyrinths waren durchlässig wie Watte.

Die Prinzessin wusste alles, was man über sie redete und lästerte. Manchmal schlich sie sich an, absichtlich einer verwinkelten Seitengasse folgend, die rückläufig wieder neben den Eingang führte, und lauschte.

»Die Dicke«, nun, *so* schlimm war das auch wieder nicht. Maria Barbara hatte ein hübsches, obgleich ungewöhnliches Gesicht mit wachen Augen und breiten Lippen, die sich zu einem großen, lächelnden Mund formten, die Haut allerdings hie und da mit Pockennarben besprenkelt und uneben. Ihr Körper war etwas rund, das schon, doch frisch, lebendig und neugierig. Die Dicke oder nicht: Prinz Fernando hatte sich nach dem ersten Schock an sie gewöhnt und sie sich an ihn. Vielleicht wird man, dachte die Prinzessin, trotz allem bald *wirklich* Mann und Frau werden, o ja, vielleicht sogar dies ... Ach, Grübeln nützt nichts, Geduld! Es kommt, wie es kommt; man hat keine Wahl.

Also: grün heißt nach rechts, schwarz nach links. Natürlich kannte sie das Labyrinth längst auswendig, hatte sogar einmal aus dem Gedächtnis einen Lageplan gezeichnet, den sie immer noch gefaltet im Saum mit sich trug – mehr eine Landkarte ihres Reiches als ein Rettungsanker, denn unbekannte Sackgassen gab es nicht mehr.

Das Spiel war nun, zu tun, was die Beeren einem befahlen. Aus der Falte ihres Kleides griff sie blind nacheinander die einzelnen Kügelchen und bog, je nachdem, links oder rechts zur Seite.

Die Hecken streiften sie frisch – das war ein schönes und aufregendes Gefühl.

Und diesmal ging das Ganze auf wie ein Kartenspiel: Die letzte Beere, grün, fortgeworfen, nach rechts gebogen, und sie befand sich am Ziel, im Zentrum!

Die Mitte, das war ein Auge, jenes eines grünen, großen, fransigen Tieres. Sie stand auf dessen Pupille. *Es* sah sie, und diese Vorstellung machte sie angenehm frösteln.

Aus der blätternen Wand trat ein Reh. Maria Barbara rührte sich nicht und atmete kaum. Die Büsche raschelten und auch ihr weißes Kleid, zweistimmig ineinander verschlungen. Dann schlüpfte das Reh davon.

Die Tiere in den Gärten des Alcázar waren zahm; hier jagte der König nicht, war der Park doch eine Kopie des Paradieses, wie der Monseñor einmal gesagt hatte.

(»Wo sind denn dann die Löwen?«, hatte Maria Barbara gefragt. – »Nichts ist vollkommen.« – »Nicht einmal das Paradies?« – Monseñor hat keinen Humor. *Der* hat sicher nicht viel zu beichten. Wem beichtet *er* eigentlich? Sich selbst?)

Im Gartenauge war es kühl und feucht, der Boden ein wenig zertrampelt von Picknicks auf Wolldecken – und vielleicht auch von anderen, intimeren Tätigkeiten (das Gewirr der Gassen wurde gerne genutzt als Schild vor Entdeckung, sozusagen eine in die Büsche geschorene Gnadenfrist, um zu verschwinden oder zumindest flink sich anzukleiden und über entgegengesetzte Hohlwege zu entfliehen) –, das zentrale Rechteck nicht größer als der Prinzessin Zimmer im ersten Stock des Palastes.

In einer Ecke der Fläche stand ein Holzpodest, übermannshoch, über eine Leiter zu besteigen.

Sie kletterte hinauf, wie immer, und überschaute das Labyrinth, ihr Reich, dieses große Geviert aus Hecken und Gängen, über das zottige Brückenbögen hinausragten, geschnitten aus je zwei nah beieinander gepflanzten Zypressen. Der eigentliche Irrgarten, den sie

mithilfe ihrer Beeren durchpflügt hatte, lag darunter wie ein grünes, wogendes Meer, in das sich die Bahnen von Fischen und Seeungeheuern eingefräst hatten – und sie stand im Bug des Schiffes und kreuzte diesen erstarrten Ozean.

Auch im königlichen Palast von Lisboa gab es ein Labyrinth. Man hatte es extra für sie angelegt. »Jeder braucht jetzt so etwas«, hatte Prinz Fernando gesagt, als er zum ersten Mal aus Sevilla zu Besuch gewesen war und die beiden auf der Terrasse über dem Tejo Ball gespielt hatten, *um einander kennenzulernen*.

Die klare Wintersonne hatte wenig Kraft. Maria Barbara fror. Und langweilte sich. Ihr Holzschiff über den Wellen des Irrgartens, die Versteckspiele mit den Zofen oder Rehen, das alles war alberner Zeitvertreib, herübergerettet aus der Kindheit. Nun aber war die Prinzessin verheiratet, seit Kurzem erst allerdings, und auch noch jung: 18 Jahre. Verlobt hatte man sie mit 14 – mit dem damals 12-jährigen Prinzen. Was ist man denn in diesem Alter, ein Kind oder eine Frau? Und wer liegt da neben einem im Bett, ein Mann oder ein Spielgefährte? Niemals mehr wird sich das ordnen lassen.

Wie findet sich eigentlich das Reh in den Gängen zurecht? Es war nicht mehr zu sehen. Jenseits des Labyrinths erstreckten sich die Wandelgärten der Mauren mit Hainen, Brunnen und riesigen, gebogenen Palmen, die im Wind flatterten, das Ganze umschlossen von einer endlosen Steinmauer, so wie sich das für ein Paradies nun einmal gehört. Manchmal lief sie daran entlang, bis Gestrüpp das Weiterkommen verhinderte.

Sind die anderen draußen Unglückliche, Verstoßene gar? Auch wenn hin und wieder Lachen, Kindergeschrei und sogar Gesang zu uns herüberdringt? Das fragte sie sich.

Und wenn es so wäre, dann warum? Ja, so *muss* es eben sein, nicht wahr? Alles muss seine Ordnung haben. Welche von Gott ist.

Oder etwa nicht? Doch was haben die da draußen denn verbrochen? Und unser Verdienst: Welches ist es eigentlich?

Man sollte den Priester einmal danach fragen. Schließlich steht seine große Kathedrale mit ihrem Turm, dem Weltwunder, dort draußen, inmitten von Märkten, Kneipen, Gassen, Schmutz, Elend, Armut ... und geheimnisvollen nächtlichen Lichtern und Klängen.

Das Labyrinth, der alte, verwunschene Maurengarten, Sevilla, Spanien, ja, die ganze Welt – das ist ein Reich in einem Reich in einem Reich in einem Reich in einem Reich.

Alles Irrgärten, einer größer als der andere und je größer, desto verbotener für die arme, gefangene, verheiratete Prinzessin.

Die Weltkugel, das gewaltigste und letzte Labyrinth, ist ohne Mauer, ohne Grenze. Colón, der mutige Entdecker, hatte das erkannt und war einfach fortgesegelt. Einfach fort!

Im Westen sah sie helles Leuchten über dem Guadalquivir, hinter dem es keine Berge mehr gibt, sodass sich der Ozean rot am Himmel spiegeln kann. Bis hinüber nach Lisboa, ihrer Heimat: flaches, heißes Land.

Prinzessin Maria Barbara winkte zu den Zofen an Land hinüber – wie immer. Nun war sie eine Galionsfigur, strich das Kleid über ihren Brüsten glatt, so wie sie es auf dem Ölgemälde der Heiligen gesehen hatte, welche die Seefahrer beschützt, eine berghohe Madonna zwischen Dutzenden winziger, unglaublich detailliert gemalter Galeonen, die unter vollen Segeln in die verschiedensten Richtungen auseinanderkreuzen, als käme der Wind – Gottes Wind? – von allen Seiten zugleich. Sie beugte sich über die Brüstung hinaus und roch die Meeresbrise, die von weither kam. Doch ihr Holzschiff, das Spielzeug, setzte sich nicht in Bewegung. Auf dem Fluss aber, vom Garten aus nicht sichtbar, obwohl nur einige Hundert Schritte entfernt, fuhren die wirklichen Schiffe ein, aus den neuen und den alten Welten, brachten schwarze, rote, gelbe und weiße Menschen.

Auch aus Italien. Sie dachte an den Meister – ihren Meister Escarlati: Wie lange war das her? Eine Spanne Staub auf den Tasten des Klavichords! Eine Elle Wuchs im Labyrinth –, nun konnten sich schon Männer mit Hüten darin verstecken oder Reiter auf Pferden!

Eine Verwandlung vom Kind zur Frau, ein Wechsel vom Kinderbettchen in das Bett des Prinzen!

Das ist lang.

Die Töne, hatte Escarlati einmal gesagt, als er neben ihr am Cembalo saß, die müssen, wenn Ihr spielt, aufspringen wie Knospen. Man drückt da ... und da oder da ... und pling!

»Und pling!«, sagte sie und zupfte am Holz des Geländers. Seit damals war sie verliebt in das Cembalo – eine Liebe auf den ersten Blick oder besser auf den ersten Klang – und in dessen Kontrapunkt mit dem Rauschen der Kleider, wenn man sich auf den Stuhl setzt und zu spielen beginnt. Und in ihn. Ein wenig zumindest, denn *er*, der Meister, der sogar schon für den Papst hatte musizieren dürfen, *er* hatte ihr diese glitzernde und gezupfte Welt gezeigt, ihr allein, damals in Lisboa, genau zur richtigen Zeit: als sie zehn war, also wirklich noch ein Kind, andererseits aber schon eine Künstlerin (zumal, was die Musik betrifft, das Alter keine Rolle spielt im Gegensatz zu ... doch kann man hier trennen, sind beide nicht vielmehr eins, Liebe und Musik?).

Und nun, zur Hochzeit, hatte sie sich ihn gewünscht! War dieses Geschenk nicht das Wichtigste am ganzen Fest? – Wer weiß.

Und er kommt, ja, er ist schon unterwegs!

Unter der Nachmittagssonne endlich näherten sie sich der Stadt Sevilla. Ankerlänge um Ankerlänge schleppte man den Segler an den Hafen heran, denn der Wind kam nun, nachdem das atlantische Unwetter sich des Nachts verzogen hatte, mit starker Kraft vom Land, und auf dem mittlerweile engen Flusslauf konnte man nicht mehr kreuzen.

Die Segel waren also gerefft. Wieder und wieder kam das Beiboot längsseits, die Männer darin nahmen den gelichteten, tropfenden Anker an Bord, wuchteten ihn zwischen die Bänke, ruderten flussaufwärts soweit das Tau reichte, warfen den Anker wieder ins Wasser, ruckten schwitzend mehrmals am Seil, bis sich die Metallzähne fest im Grund verhakt hatten, gaben dann dem Kapitän auf dem Schiff das Zeichen, und sogleich rannten einige Matrosen auf dem Vordeck der Galeone im Kreis um das Spill, kurbelten das Tau auf und schleppten so die Galeone ein paar Hundert Fuß weiter.

»Putra madre! So hätte es Colón von Sevilla nicht einmal bis nach Sanlucar geschafft!« Jedes Mal sagte einer der Matrosen dies oder etwas Ähnliches, gefolgt von einem Satz Flüchen. Oder auch: »Unsere Segel mit dem schönen roten Kreuz darauf! Und nun aufgewickelt zu Würsten! Soll mich doch der Teufel holen!«

Doch die Silhouette der Stadt, des Wunders am Guadalquivir, kam langsam näher. Die Giralda, der alte Turm der Mezquita, einer alten Moschee, lange schon zum Kirchturm der Kathedrale konvertiert, überragte das Ganze, mit riesigen Wimpeln in bunten Farben geschmückt, flatternde Stoffbahnen, lang wie Fuhrwerke, senkrecht auffahrend in den blauen Winterhimmel.

Zur Rechten trieb der Goldene Turm vorbei und markierte die südwestliche Ecke des Stadtgebietes, ein klobiger, vieleckiger Zylinder, so breit wie hoch, dem man die Dicke der Mauern ansah.

»Jetzt befindet sich das Gefängnis da drin«, sagte der französische Reisende. »Früher wohnten die Geliebten des Sultans in dem Turm und später diejenigen der Könige und Fürsten – nun ja, Gefängnis ist Gefängnis, so oder so, nicht wahr?«

»Der einzige Kerker, der die Häftlinge vor der Außenwelt beschützt und nicht umgekehrt – als wollte jemals einer ein Gefängnis belagern«, sagte der dritte Reisende. »Der Turm ist uneinnehmbar seit eh und je.«

»Einst war er mit purem Gold verschalt«, sagte der Franzose – was nicht stimmte –, »doch inzwischen, denke ich, wird es anderswo benötigt. Ja, es geht abwärts mit dieser Stadt.«

In der Ferne hinter dem Turm wuchs kräftige Vegetation empor, hohe Palmen über Blätterdächern anderer Pflanzen und Bäume. Die Gärten des Alcázar.

Der Torre del Oro, obgleich nur aus Stein, schimmerte kupferfarben im Licht des Nachmittags.

Seitlich schob sich nun die Halle der Kathedrale ins Blickfeld, einst der größte Tempel der Christenheit, damals, als Sevilla noch in den Schätzen der Kolonien schwelgte und bevor man San Pietro in Rom begonnen hatte. War die Giralda ein Klotz, unverrückbar und scheinbar massiv (obwohl in Wirklichkeit innen eine Rampe nach oben führt, denn der Sultan pflegte mit dem Pferd hinaufzureiten und in den Sonnenuntergang über seinem Reich zu blicken), so war die Kathedrale ein Kokon, filigran, wie aus rotbraunen Spinnfäden zusammengeklebt. – Kann so etwas tatsächlich aus Stein gebaut werden? – Im Inneren trug der Wald aus Strebebögen, teilweise verborgen, das Schiff. Domenico dachte an eine im Brustkorb aufgehängte Lunge, die zusammenfällt, wenn die Rippen brechen, ein widerwärtiges Bild, das ihn verfolgte; hier nicht zum ersten Mal. Er wandte sich kurz ab.

Die alten Kirchen sind nach innerer, nicht nach äußerer Schönheit gebaut, und wie sie von der Straße aus erscheinen, das ist nicht wichtig – genauso wie die wahre Schönheit des Christenmenschen auch in dessen Innerem zu Hause ist, im Herz, in der Seele.

Und im Innersten der Kathedrale soll sich der schönste Altar der Welt befinden.

Der weitere Oberlauf des Guadalquivir war durch eine schwimmende Brücke verschlossen. Man hatte ein gutes Dutzend ausgedienter Schiffsrümpfe entlang einer eisernen Kette im Flussbett verankert und eine Holzbahn darüber gelegt. Scarlatti sah Esel, Kühe, Menschen, Fuhrwerke und auch eine rote Sänfte nach Triana hinüberwechseln, der rechtsseitigen, älteren Ansiedlung, ein wildes Gewirr von Häusern, Kirchen und Türmen, das bis hart an das Ufer heranreichte und in Stegen, Treppen und Steinmauern mit Katzen darauf auslief.

Mittlerweile hatte das Beiboot an der Stadtseite aufgesetzt, und einige der Männer sprangen an Land. Das Tau war schnell geworfen, träge drehte sich der Bug der Galeone herum und man fädelte den Segler zur Kette aus Schiffen quer zum Fluss hinzu, schob ihn seitwärts wie die Holzperle eines Abakus aus Schiffsrümpfen, mangels Platz Bord an Bord ohne Zwischenraum, sodass die Plancken knirschten, bis das Ganze zur Ruhe kam.

»Voilà«, sagte der Franzose. »Sevilla.«

Ach ja? Domenico war froh, den Schwätzer nun endlich loszuwerden.

Eine Galeote glitt wie auf Stelzen über den gleißenden Fluss, einem Wasserläufer gleich. Die Ruderer darin hinterließen zwei getupfte Spuren, deren eine sich verwischte und abbrach, als die Riemen der Steuerbordseite plötzlich stillstanden, dem Wasser Widerstand entgegensetzten und das Boot sich zu drehen begann. Bald im rechten Winkel zum Fluss gestellt lief es neben dem Segler gegen das Ufer und machte ebenfalls fest. Scarlatti sah Reihen von schwarzen Rücken – Sklaven oder Gefangene – und darüber, auf einem vom Heck zum Bug verlaufenden Steg, ein paar Männer mit Sonnenschirmen und blauen Uniformen.

Nur ein kleiner Schritt noch und ich bin da, dachte er, als er, ungelenkt wie eine Landratte nun einmal ist, auch nach Wochen auf

See, den ausgelegten Balken entlangbalancierte und dann mit einem kleinen Hüpfen das spanische Festland zum ersten Mal betrat. Jetzt wird sich alles ändern; jetzt oder nie. Sevilla, 1729!

Zunächst aber ging es an einem Beamten vorbei, jener Spezies, der man nie und nirgendwo entkommen kann; ein Grenzer mit buntem Rock, der vor sich ein Schreibpult aufgebaut hatte und Listen mit Menschen abglich. Er blickte kurz auf. »Name?«

»Scarlatti. Domenico Scarlatti.«

Der Hafенbeamte fuhr mit einem schmutzigen Finger das Papier auf und ab, fand jedoch keinen passenden Eintrag.

»Ihr wart nicht auf dem Schiff«, sagte er dann, was angesichts der einzigen Planke ans Ufer, neben der er sich postiert hatte, einer gewissen Logik entbehrte.

»Scarlatti, Napoli«, sagte Domenico, nicht gewillt, des Beamten Arbeit zu übernehmen. Jener rieb noch ein wenig den Zettel auf und ab, dann erhellte sich kaum merklich sein Blick.

»Ah, Domingo Escarlati. Da. Guten Tag in Spanien.«

»Escarlati«, murmelte Scarlatti. »So heiÙe ich jetzt, aha ... und Domingo. Domingo Escarlati, beinahe ist das ein Pseudonym – nun gut, das ist mir recht.«

Er nickte dem Zollbeamten zu, ging ein wenig in die Knie, zeigte hinter sich zum Schiff und mimte schweres Schleppen. »Kiste. Kommt noch.« Die spanische Sprache ist der italienischen ähnlich, doch nicht immer ähnlich genug.

Der Beamte deutete Verstehen an, hatte er doch mittlerweile den Vermerk: *Hof...* wie, was? ...*komponist* (was ist denn das nun wieder?) *am Alcázar* entziffert und sogleich allen Ehrgeiz an weiteren Untersuchungen – durchaus in eigenem Interesse – verloren. Scarlatti, das heißt Escarlati, wurde also durchgewinkt und in seiner Kiste, mit der man anschließend ebenso verfuhr, hätte auch eine Leiche verborgen sein können.

Endlich also balancierten zwei Träger Scarlattis Seekiste über den Balken und lieÙen sie dann neben ihm in den Sand plumpsen – sein

wandelndes Haus, denn darin war alles, was Domenico besaß und brauchte (bis auf die Noten in seinem Kopf und die Goldmünzen, Briefe und Zertifikate, die er in einer Ledermappe unter dem Rock trug).

Er dankte in einer Mischung aus Italienisch und der Landessprache – das kriegen wir schon noch besser hin –, belohnte die beiden und setzte sich dann auf den Kistendeckel. Was nun? Wohin jetzt? Um ihn herum wurde geschleppt, gelacht, begrüßt, geworben. Fuhrwerke standen bereit, auch Kutschen – vorbestellt sowie frei – und Esel mit seitlichen Kiepen, von jungen Burschen geführt; so, wie sich eine Großstadt am Meer überall präsentiert. Es roch wieder nach Land, nach vermodertem Gras, nach Pferdeäpfeln, Dung und Staub.

Doch jenes *Wohin?* klärte sich rasch. Ein paar livrierte Männer kamen auf den Maestro zu, nahmen ihre Hüte ab, begrüßten ihn und brachten ihn und seine Kiste zum Alcázar.

EINE LITERARISCHE REISE AN DEN SPANISCHEN HOF DES 18. JAHRHUNDERTS UND ZU DEN ANFÄNGEN DES FLAMENCO

Mit großen Erwartungen im Gepäck verlässt Domenico Scarlatti, einer der genialsten Klavierkomponisten seines Jahrhunderts, im Jahr 1729 seine Heimat Italien. Als Cembalo-Lehrer für Prinzessin Maria Barbara kommt er an den spanischen Hof in Sevilla. Doch die Welt, die sich ihm hier auftut, entpuppt sich schon bald als goldener Käfig aus Intrigen. König Felipe V. ist, dem Wahnsinn verfallen, unberechenbar. Und die Inquisition beäugt Scarlattis Interesse für die Musik der andalusischen Zigeuner äußerst kritisch. Doch Domenico Scarlatti ist ihm bereits erlegen, dem Zauber dieser leidenschaftlichen und elektrisierenden Klänge. Immer wieder entzieht er sich der affektierten höfischen Maskerade und taucht ein in die abenteuerlichen Geschichten und das bunte Treiben der Gitanos. Hier fühlt er sich lebendig, hier fließt ihm die Musik nur so aus der Feder, und er beginnt, inspiriert von den ersten Vorböten der Flamencomusik, sein schillerndes Werk zu erschaffen.

www.arsvivendi.com

